



Sieht nur grimmig aus, ist aber sehr freundlich: Der Musiker Thomas Wydler vor einem Gemälde des Malers Christopher Lehmppuhl, mit dem er eine Bach-Platte aufgenommen hat.

# Der Trommler

Der Zürcher Thomas Wydler ist seit vierzig Jahren Schlagzeuger bei Nick Cave and the Bad Seeds. Er spielt auch auf dem neuen Album «Wild God» mit. Ein Besuch in seinem Berliner Proberaum. **Von Frank Heer**

Natürlich erscheint er im Anzug, gekämmt und rasiert, Berlin-Schöneberg, Ecke Belziger Strasse und Akazienstrasse. Über dem Arm ein Regenmantel, dazu eine Sonnenbrille mit feinem Goldrand. So sehen in Jean-Pierre Melvilles Gangsterfilmen die Bankräuber aus, bevor sie sich in einem gestohlenen Cadillac aus dem Staub machen. Oder Thomas Wydler, 64, Schlagzeuger in der am besten angezogenen Rockband der Welt: bei Nick Cave and the Bad Seeds.

Google Maps zeigt im Umkreis von ein paar hundert Metern gleich zwei historisch bedeutsame Orte an. Wobei deren Stellenwert davon abhängt, für welche Geschichte man sich interessiert: Weltgeschichte oder Pop-Geschichte? In die erste Kategorie fällt das Rathaus Schöneberg, auf dessen Balkon John F. Kennedy 1963 seine berühmte «Ich bin ein Berliner»-Rede hielt. Zur zweiten Kategorie gehört der Hausteil an der Hauptstrasse 155. Hier lebte von 1976 bis 1978 der britische Musiker David Bowie hinter verdunkelten Fenstern und arbeitete an drei seiner wichtigsten Alben. Und irgendwo zwischen Welt- und Pop-Geschichte wohnt Thomas Wydler.

Auch wenn Nick Cave über ihn sagt, er trommle «wie eine Schweizer Uhr», hört man seinem Spiel nicht an, dass er Schweizer ist. Wydler lässt seine Stöcke viel zu frei und intuitiv über die Felle tanzen, als dass er sich einem Metronom beugen würde. Nur logisch, dass seine Vorbilder Jazz-Schlagzeuger sind. Er nimmt die Sonnenbrille aus dem Gesicht und mustert sein Gegenüber: «Du bist zu gross für mein Auto.»

Kein Cadillac also. Dafür ein praktischer Smart. Ist natürlich das letzte Gefährt, das man einem Mitglied der legendären Bad Seeds zuschreibt. Einer Band mit Hang zur

grossen Geste, bei der das Dunkle seit der Geburt im Namen keimt. Aber gut, selbst Nick Cave, den Wydler liebevoll «Chef» nennt und der früher schon mal Journalisten vermöbelte, wenn sie ihm die falschen Fragen stellten, ist im Alter milde geworden; ein Botschafter der Innigkeit, die Umkehrung der Gefahr. Auch «Wild God», das neue Album, das Ende August erscheint, drängt ans Licht, durchbricht den Nebel, der sich in den letzten zehn Jahren wie eine bleierne Decke über Caves Leben gelegt hatte: Zwei Söhne verlor er in dieser Zeit.

«Wild God» strebt nach Erlösung. Es ist ein Album zum Niederknien, mit Gospelchor und Flügelhörnern. Und natürlich trommelt Wydler mit. Seit 1985 spielte er auf jeder der fast zwanzig Studioplatten von Nick Cave and the Bad Seeds.

Auf Youtube gibt es eine Reihe von Videoclips, die «The Making of «Wild God» in einem Studio in Südfrankreich dokumentieren. Da sieht man die älteren Herren mit weit aufgeknöpften Hemden auf weissen Sofas fläzen. Cave sorgt sich um sein Haar («Hair alright?»), Warren Ellis kraut sich den Bart, vor allem aber kann man Thomas Wydler beim Trommeln beobachten, was immer wieder ein Ereignis ist. Wie er lenkt und gestaltet, zügelt und entfesselt, Weichen stellt und antreibt. Dabei nimmt er die lauernde Körperhaltung der alten Jazz-Füchse ein, die den linken Stock noch zwischen Daumen und Zeigefinger schwingen liessen.

Seinen ersten Anzug kaufte er 1977 im Brockenhaus Dübendorf. Für einen Aushilfegig mit der Zürcher Punkband TNT («Züri brännt»). Sara Schär, die Sängerin, war irritiert: «Bist du ein Mod?» Dabei hatte Wydler damals weder von Mods noch von Punks eine Ahnung. Zu seinen Lieblingsplatten gehörte «This Is Our Music» des Free-Jazz-Saxophonisten Ornette Coleman von 1961. Auf

**Nick Cave and the Bad Seeds 1992 im «The Palace» in Los Angeles. Mit Blixa Bargeld (r.) an der Gitarre und Thomas Wydler am Schlagzeug.**



dem Cover sind die Musiker in Anzügen zu sehen. «Diese Typen spielten den radikalsten Sound, aber sie trugen die traditionelle Jazz-Kluft mit Stolz und Würde», sagt Wydler. «Ich beschloss, dass das auch im Punk möglich ist.» So gesehen sind die eng geschnittenen Anzüge, die ein paar Jahre später zum prägenden Look der Bad Seeds werden sollten, Wydlers Begeisterung für Ornette Coleman und seinem Auftritt mit einer Zürcher Punkband geschuldet.

Wydler steuert seinen Smart aus einem Hinterhof. Ein Schlagzeug hat in so einem Wagen natürlich keinen Platz. Doch jemanden, der bei Nick Cave spielt, muss das nicht kümmern. Trommeln schleppen, diese Zeiten sind lange vorbei. Mit dem Album «Push the Sky Away» von 2013 wurden die

Hallen, in denen die Band spielt, noch einmal grösser, und wenn Wydler zum Soundcheck eintrifft, steht das Schlagzeug schon auf seinem Podest. Dass die Bad Seeds mit dieser intimen und anspruchsvollen Platte ein noch breiteres Publikum erreichen konnten als bisher, habe sie alle erstaunt, sagt Wydler. «Wir fragten uns, ob wir diese Musik vor zehn- oder zwanzigtausend Menschen spielen können, ohne wie eine stumpfe Rockband zu klingen.» Dass das geht, zeigte der Auftritt im Zürcher Hallenstadion vor fünf Jahren. Nick Cave and the Bad Seeds gelang die Umdrehung des Stadionrock-Prinzips: klangliche Tiefenschärfe statt Bombast.

In Wydlers Sonnenbrille spiegeln sich Cafés, Boutiques, Bioläden, Platanen. In den





LUDWIG PIATTI

Thomas Wydler (Mitte) etwa 1978 mit seiner ersten Band, Hertz, aus Zürich, «nach den Bad Seeds meine Lieblingsband!»



FREDERIKE WETZELS FÜR NZZ/S&amp;P

Achtzigern sah es in Schöneberg anders aus. Roher, grauer, kälter. So, wie die Bad Seeds früher klangen. 1980 kam er zum ersten Mal nach Berlin. Er war 21 und spielte mit der Band Mutterfreuden des Zürcher Punk-Pioniers Rudolph Dietrich in der Music Hall, einem kleinen Szeneklub. An einer Party sah er das erste Konzert der Einstürzenden Neubauten. Für Wydler eine Offenbarung. Er hatte noch nie etwas Vergleichbares gehört und gesehen. Statt im Band-Bus zurück nach Zürich zu fahren, blieb er in der eingemauerten Stadt, diesem Hafen für Hippies, Punks, Wehrflüchtige, Künstler und Freaks. Hier fand er, wonach er in Zürich vergeblich gesucht hatte: eine Musikszene, die ihn weiterbrachte, das Beste aus ihm und seinen Trommeln herausholte. Es gab genügend Proberäume, billige WG-Zimmer und keine Polizeistunde. Dass er bald zur Speerspitze des «Berliner Sounds» gehören würde, ahnte er noch nicht.

### Ein geladener Teenager

Wydlers Übungsraum liegt im Erdgeschoss einer ehemaligen Druckerei. Im Gang hängt ein Poster des Malers Christopher Lehm-pfuhl, mit dem er befreundet ist. Lehm-pfuhl ist auch Pianist. Zusammen haben sie kürzlich eine Platte mit Musik von Johann Sebastian Bach aufgenommen. Klavier und Schlagzeug. «Aber nicht wie Jacques Lousiers «Play Bach» - abstrakter, freier.» Überhaupt nimmt sich Wydler in seinen Solo-projekten die Freiheit, experimenteller zu sein, als er es bei den Bad Seeds sein darf. Zum Beispiel bei «On The Mat - And Off», einem Konzeptalbum auf den Spuren seines schwedischen Urgrossvaters, der nach Amerika ausgewandert war und als «stärkster Mann der Welt» im Madison Square Garden auftrat. Der atmosphärische Soundtrack zeigt, dass Wydler auch ein guter Komponist und Arrangeur ist. Kein Wunder, führt ihn das «Nick-Cave-Köchelverzeichnis» («TAZ») als Mitverfasser von «Red Right Hand» auf, einem Bad-Seeds-Klassiker von 1994, der zwanzig Jahre nach seiner Entstehung zum Titelsong der Gangster-Serie «Peaky Blinders» wurde.

Der Übungsraum ist kaum grösser als sein Smart, verstellt mit Kartonschachteln, einem Klavier und Türen von abgewetzten Trommelkoffern. Er komme täglich hierher, das Schlagzeug sei für ihn wie eine Sucht. Als Kind wollte er Fussballer werden, später Radprofi. Wydler trainierte bis zum Umfallen, aber er kam nicht voran. «Ich war nicht gut genug. Das merkst du spätestens dann, wenn du abgehängt wirst.»

An der Wand kleben Fotos seiner Lieblings-Drummer: Gene Krupa, Pierre Favre, Jaki Liebezeit, Daniel Humair, davor steht sein eigenes Set. Natürlich weiss er von jeder Trommel das Baujahr: Ludwig 1968, Gretsch 1952, Premier 1957 ... Wydler spielt ein paar Takte, dann sagt er: «Ein Schlagzeuger muss leistungsfähig sein. Motorisch, körperlich, geistig. Vor allem, wenn man mit einem ausdrucksstarken Sänger wie Cave spielt. Wenn ich ihm keinen Halt gebe, wirft es ihn aus der Bahn.»

Im Dokumentarfilm «Nick Cave: 20 000 Days on Earth» gibt es eine schöne Szene, in der man Wydler und seinem «Chef» zusehen kann, wie sie «Higgs Boson Blues» einspielen, ein Stück, das sich bis zur Ekstase entfaltet. Jedes Timbre in Caves Stimme spiegelt sich in Wydlers Gesicht. Man kann sich dieses mimische Zwiesgespräch auch ohne Ton ansehen, um die Dramatik des Songs zu begreifen. Und gelangt zur Überzeugung, dass zwischen den beiden ein unsichtbarer Draht bestehen muss, über den alle nötigen Impulse verlaufen, um die Musik zum Vibrieren zu bringen.

Thomas Wydler wuchs im Zürcher Seefeld auf. Der erste Sound, an den er sich erinnert, war der Big-Band-Jazz, den sein Vater, ein Geschäftsmann, zu Hause hörte. Wydler spielte kein Instrument, dafür verschlang er die Bücher des deutschen Jazz-Kritikers Joachim-Ernst Berendt. Der Radsport bewog ihn, eine Pöstlerlehre zu machen. Als Briefträger würde er viel zu Fuss unterwegs sein. Zwar fürchtete er sich vor den Hunden, die nach ihm schnappten, doch er wusste, wo sie lauerten. Er war fit und trank keinen Alkohol. An den Wochenenden trainierte er verbissen. Wydler war ein geladener Teenager, der Sport sein Ventil. Dass er an Grenzen stiess, wollte er nicht wahrhaben. Während seines ersten Lehrjahrs sah er im Schaufenster eines Musikgeschäfts im Niederdorf ein Schlagzeug stehen. Das war 1977. Wydler betrat den Laden und erkundigte sich nach einem Schlagzeuglehrer. Man gab ihm eine Nummer, er wählte sie noch am selben Tag. Der Anruf war das Ende seiner sportlichen Träume und der Anfang einer neuen Berufung als Musiker.

### «Fang mit Rock'n'Roll an!»

Sein erster und einziger Lehrer war Sal Celi, ein amerikanischer Funk- und Jazz-Drummer, der gerade von New York nach Zürich gezogen war und Wydlers Talent erkannte. «Das Erste, was er mich fragte, war: «Was für Musik willst du spielen?» Ich: Jazz.» Er: «Fang mit Rock'n'Roll an, damit verdienst du später vielleicht mehr!» Die Frau des Schlagzeuglehrers war Wydlers Englischlehrerin. Ihr Kollege an der Sprachschule spielte Gitarre in einer New-Wave-Band, die einen Drummer suchte. Also fragte die Englischlehrerin ihren Mann, ob er einen Schüler empfehlen könne. So kam Thomas Wydler 1978 zu Hertz. Der Sänger der Gruppe, Dominique Grandjean, wurde später mit seiner Band Taxi und dem Hit «Campari Soda» schweizweit berühmt. Aber da war sein ehemaliger Schlagzeuger schon in Berlin. Denn dieser wusste: Wenn er nicht sein Leben lang Pöstler bleiben wollte, musste er weg aus Zürich.

**«Wir fragten uns, ob wir diese Musik vor zehntausend Menschen spielen können, ohne wie eine stumpfe Rockband zu klingen.»**

Seit 1989 lebt Thomas Wydler im fünften Stock einer Schöneberger Altbauwohnung. Er ist Vater eines Sohnes, seine Partnerin ist die Musikerin Beate Bartel. In seinem Arbeitszimmer steht ein grosser Schreibtisch, überall reihen sich Schallplatten, Bücher, CD. Kunst von Freunden an der Wand, Fenster in den Hof. 1981 hatte sich Wydler der Berliner Instrumental-Band Die Haut angeschlossen. Sie spielte ein Amalgam aus No Wave, Film-Noir-Soundtrack und Improvisation. Zusammen mit den Einstürzenden Neubauten gehörte das Quartett zu den Avantgarde-Stars im von Atomkrieg-Paranoia aufgeputzten Westberlin. 1982 strandete ein australischer Musiker namens Nick Cave mit seiner damaligen Band Birthday Party in der Stadt. Cave fühlte sich im Berliner Underground wie die Fledermaus in einer Tropfsteinhöhle. Er war begeistert von Wydlers Band und nahm Die Haut als Support mit auf Tournee. Nach seiner Rückkehr trommelte er eine neue Gruppe zusammen: Nick Cave and the Bad Seeds. 1984 erschien das erste Album, «From Her To Eternity», ein Jahr später wurde der Schlagzeugstuhl frei. Wydler sprang ein und blieb sitzen. Heute ist er mit Cave das dienstälteste Mitglied der Bad Seeds.

Jeder künstlerische Beruf ist mit dem Risiko einer prekären Existenz verbunden. Am Ende ist es die Kombination gewisser Umstände, die für oder gegen das Gelingen einer Karriere sprechen. Thomas Wydler nennt drei Komponenten: Ausdauer, Glück, Gesundheit. Das könnte schweizerischer nicht klingen, aber der Mann spricht aus Erfahrung. «Die ersten Jahre standen wir viermal die Woche im von Ratten verseuchten Proberaum. Da musste man schon sehr getrieben sein, um das zu wollen.» Er sei zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort auf die richtigen Leute getroffen, erst in Zürich, dann in Berlin. Und was die Gesundheit betrifft: Das Tourneeleben ist körperlich anstrengend. Er habe viele Weggefährten krank werden sehen, nicht wenige seien gestorben, auch an den Folgen von Drogen. Nick Cave brauchte zehn Jahre, um vom Heroin loszukommen. Vielleicht hatte Wydler auch deshalb immer einen grossen Bogen um harte Drogen gemacht. «Als Schlagzeuger kann man nicht spielen, wenn man «drauf» ist», sagt er. «Das war immer meine persönliche Berufsauffassung.»

Er legt eine CD in den Player, «Frogs» vom neuen Bad-Seeds-Album, laut genug, um den Bass wie Pulsschläge auf der Haut zu spüren. Nach wenigen Takten setzt das Schlagzeug ein, gespielt mit der Eleganz des Anzugträgers. Die Wirbel rollen, die Stöcke tanzen. Und dann, zur Hälfte hin, hebt der Trommler ab und reisst die Band mit, höher und höher und höher.

Als Nick Cave einmal gefragt wurde, ob es ihm nach all den Jahrzehnten noch Freude bereite, auf eine Bühne zu steigen, sagte er: «Ja, weil das der Moment ist, in dem ich die Person sein kann, die ich immer sein wollte.» Thomas Wydler wollte nie eine andere Person sein, jedoch immer ein guter Schlagzeuger. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

### Album und Konzert

**«Wild God» ist das 18. Studioalbum von Nick Cave and the Bad Seeds, das am 30. August erscheint. Es knüpft dort an, wo die Band 2013 mit «Push the Sky Away» ein neues Kapitel aufschlug. Ein kraftvolles Alterswerk, das Cave und seine Bad Seeds am 22. Oktober im Zürcher Hallenstadion vorstellen werden. (fh.)**

## Papst Franziskus liest Proust

**Lesen ist nun päpstliches Gebot. Franziskus plädiert für die Literatur der Moderne und vergisst dabei die Autorinnen.**

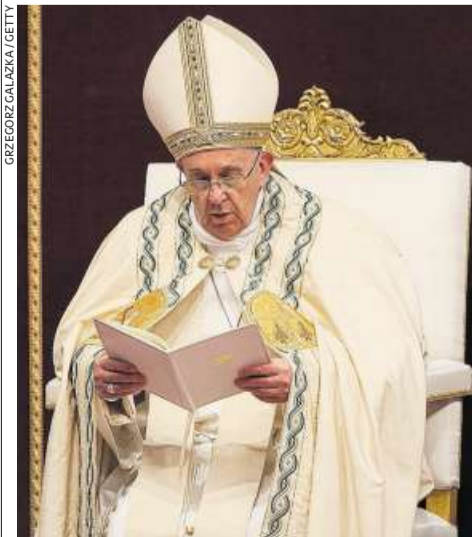
Literatur ist unsicheres Terrain. Das wissen alle, die schon einmal von einem Buch durchgerüttelt wurden. Auch Papst Franziskus weiss es, schliesslich ist er ein begeisterter Leser. Mitten im Sommerloch bekennt sich das Oberhaupt der katholischen Kirche in einem Brief zur Weltliteratur. Lesen ist nun päpstliches Gebot. Dieser «radikale Kurswechsel» bezieht sich zwar vor allem auf die Ausbildung der Priester und Gemeindemitarbeitenden, aber Franziskus richtet seinen Aufruf an alle Christinnen und Christen, im universal-katholischen Verständnis also an die ganze Welt.

Lesen sei nicht einfach Unterhaltung, sondern bilde das Herz ebenso wie den Verstand, schreibt Franziskus. Literatur fördere die persönliche Reifung und das Verständnis für andere Menschen. Sie erzähle von Sehnsüchten, Erinnerungen, Wunden und Hoffnungen des Lebens, verhindere Schwarz-Weiss-Denken und helfe, «die Besessenheit von Bildschirmen - und von den giftigen Fake News - zu überwinden».

Als Jesuit arbeitete Franziskus in den 1960er Jahren selbst als Literaturlehrer. Seine jugendlichen Schüler im argentinischen Santa Fe hätten lieber Federico García Lorca lesen wollen als das mittelalterliche Ritterepos «El Cid», erzählt er - also hätten sie im Unterricht zeitgenössische Bücher gelesen. Gegenwärtigkeit ist durchaus im Sinn des Pontifex: «Der Leser ist nicht Empfänger einer erbaulichen Botschaft, sondern eine Person, die aktiv aufgefordert wird, sich auf unsicheres Terrain zu begeben, wo die Grenzen zwischen Heil und Verderben nicht a priori festgelegt sind.»

Literatur reisst die Tür auf zur Offenheit - das klingt in der Tat anders als bei Franziskus' Vorgänger Papst Benedikt, der noch 2003 vor der «subtilen Verführung» der «Harry Potter»-Romane gewarnt hatte. Früher war der Vatikan einer der mächtigsten Zensoren der Welt. Über vierhundert Jahre lang führte er einen Index der verbotenen Bücher, auf dem unter anderen Werke von Kant, Lessing oder Voltaire standen. Erst seit 1966 dürfen Katholiken lesen, was sie wollen. Diese Wahlfreiheit befürwortet Franziskus: «Natürlich verlange ich nicht von euch, dass ihr zu den gleichen Lektüren greift wie ich. Jeder wird die Bücher finden, die sein eigenes Leben ansprechen.»

Er selbst liebe tragische Künstler, schreibt Franziskus. Doch eine Leseliste liefert er nicht. Welche Autoren ihm wichtig sind, zeigen die Zitate. Mit Marcel Proust, Jean Cocteau, C.S. Lewis, Jorge Luis Borges und Paul Celan bezieht er sich auf literarisch anspruchsvolle Autoren der klassischen Moderne. Dass das katholische Oberhaupt mit Paul Celan auch einen jüdischen Dichter würdigt, hat Symbolcharakter. Ebenfalls symbolisch ist die Abwesenheit von Autorinnen. Aber die Türen der Weltliteratur stehen, anders als jene des Vatikans, weit offen. An dieser Stelle sei dem Papst Weltliteratur von Frauen empfohlen, vielleicht sogar über die Folgen einer unerwünschten Schwangerschaft, wie sie etwa Annie Ernaux geschrieben hat. *Martina Läubli*



Der Papst liest Weltliches wie Liturgisches.